

Hans-Arved Willberg

Das Gebet

Predigt Ev. Kirchengemeinde Forchheim So. Rogate, 14.05.2023

Es ist unserem Bewusstsein tief eingeprägt, dass Beten vor allem eine menschliche Aktivität hin zu Gott ist. Aber tatsächlich ist sinnvolles Beten vor allem ein göttliches Wirken hin zu uns. Es ist ein *Reden* Gottes, sofern wir unter diesem Reden alles Wirken Gottes verstehen, das uns erreichen will, um eine *Resonanz* bei uns zu bewirken. Wir sind als Betende Resonanzkörper Gottes, oder mit einem inhaltlich sehr ähnlichen Bild: Das Wesen des Betens ist, dass Gott sich in uns spiegelt.

Gott kann sich in uns auf vielfältige Weise spiegeln, aber am deutlichsten geschieht das in unserem *Gewissen*. Die alten Griechen und Römer nannten das Gewissen „Mitwissen“ - „Syn-Eidesis“ und „Con-Scientia“. Wissen bedeutet bei uns Menschen nichts Instinktives, sondern Bewusstsein. Wer weiß, was er tut, ist sich dessen bewusst, was er tut. Gewissen ist mit-wissendes Bewusstsein. Was weiß ich mit? Wenn der Lichtstrahl göttlicher Wahrheit den Spiegel meines Gewissens trifft, erleuchtet er mein Bewusstsein, indem ich teilhabe am Wissen Gottes.

Dieses Mitwissen ist niemals eine Art von Erleuchtung, die mich über andere Menschen erhebt, weil Gott mich nichts Wesentliches wissen lässt, das sich dafür eigenen würde. Alles, was Gott mir in meinem Gewissen zu wissen gibt, ist nur dazu geeignet, meine *Demut* zu vergrößern. Alles andere sind eingebildete Erleuchtungen.

Das Wort „Demut“ hat eine zweiseitige Bedeutung. Die erste ist uns geläufig, die zweite weniger oder gar nicht, obwohl es sich um die beiden Seiten derselben Sache handeln. In der ersten Bedeutung ist Demut ehrliche Bescheidenheit: Ich weiß um meine Grenzen und akzeptiere sie. In der zweiten Bedeutung ist Demut, was auch in der Entstehung unseres deutschen Begriffs zum Ausdruck kommt, Mut zum Dienen. Zusammenfassend können wir sagen: Demut ist die unerschrockene Entschlossenheit zum Dienst unter der Voraussetzung des Bewusstseins und der Anerkennung der eigenen Grenzen des Erkennens und Vermögens. Damit ist Demut das Gegenteil von aller Wichtigtuerei.

Es gibt unter uns Menschen sehr viel *Dienst ohne Demut*: Ich halte mich für eine besonders erleuchtete Person, die sich aus ihrem überlegenen Wissen und Können heraus herablässt, ihrer minderbemittelten Umwelt zu helfen. Tatsächlich ist das Pseudo-Dienst, in Wirklichkeit aber eine verdeckte Form des Herrschens. Ebenso gibt es unter uns Menschen sehr viel *Demut ohne Dienst*: Man vergräbt seine Talente und tut dabei so, als sei es nur nüchtern und bescheiden. Tatsächlich ist das aber Pseudo-Demut, denn es ist eine verdeckte Form des Hochmuts: Ich bin mir zu schade zum Dienen. Ich scheue die Mühen, weil es mir mehr um die Bequemlichkeit geht als um das, was die andern von mir brauchen, mich selbst nämlich mit allem, was ich bin und kann. Vor allem ist uns die „Komfortzone“ heilig, wir sagen auch „Privatreich“ dazu. „Privat“ kommt vom lateinischen „privare“, das heißt eigentlich „rauben“. Wenn ich meine Gaben, die ich zum Dienst von Gott geliehen bekommen habe, in der Blase des Für-mich-seins den andern vorenthalte, raube ich sie ihnen, denn für die andern sind sie da. „Alles, was wir haben, muss stehen im Dienst“, hat Luther einmal gesagt, „was nicht im Dienst steht, das steht im Raub.“ Ein wahres Wort.

Wir haben uns mit diesen Überlegungen nicht von der Frage nach dem eigentlichen Wesens des Betens entfernt, sondern wir sind der Antwort näher gekommen, denn wir haben festgestellt: Basis des sinnvollen Betens ist die Demut als akzeptierendes Wissen der eigenen Begrenztheit und konsequente Dienstbereitschaft. Dass damit wirklich das Beten charakterisiert ist, wird vollends klar, wenn wir nochmals zwei Begriffe hinzuziehen, die uns aus der christlichen Tradition sehr vertraut sind: Das *Hören* und das *Gehorchen*. Ich höre auf Gott, wenn ich darauf achte, was Gott zu mir sagt, und ich gehorche Gott, wenn ich darauf die Antwort gebe, die Gott von mir erwarten darf.

Sehr viel Beten begnügt sich mit Verdünnungen des Redens Gottes. Sie bestehen darin, dass es Wirkungen reduziert wird, die man als exklusiv „geistlich“ bezeichnet. Sie alle tragen das Merkmal, etwas Außergewöhnliches zu sein, auch wenn man sich bemüht, den ganzen Alltag mit diesem Außergewöhnlichen auszufüllen, denn man hält das Reden Gottes für Eingebungen und Geschehnisse, die aus der Alltagserfahrung herausstechen. Man sortiert aus: Manches soll ein Reden Gottes sein, das man dann auch als solches bezeugen kann, vieles oder sogar das meiste andere, das uns im Leben widerfährt, bringt man hingegen nur kaum oder gar nicht unmittelbar mit Gott in Verbindung. Aber sollten wir das nicht ganz anders sehen?

„Von allen Seiten umgibst du mich. Wohin soll ich gehen vor deinem Geist, und wohin soll ich fliehen vor deinem Angesicht? Führe ich gen Himmel, so bist du da; bettete ich mich bei den Toten, siehe, so bist du auch da. Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äußersten Meer, so würde auch dort deine Hand mich führen und deine Rechte mich halten. Spräche ich: Finsternis möge mich decken und Nacht statt Licht um mich sein –, so wäre auch Finsternis nicht finster bei dir, und die Nacht leuchtete wie der Tag.“ So heißt es in Psalm 139. Aber damit geht es uns so wie dem Dichter des Psalms: „Diese Erkenntnis ist mir zu wunderbar und zu hoch, ich kann sie nicht begreifen.“ Darum neigen wir dazu, uns nur solche Näheerfahrungen Gottes auszusuchen, von denen wir meinen, uns einen Reim daraus machen zu können. „Jetzt hat Gott deutlich gesprochen“, sagen wir dann vielleicht zu diesem und jenem. Aber warum sollte der allwei-

se Gott eigentlich nicht immer deutlich genug sprechen? Vielleicht liegt es ja nur an mir, wenn ich ihn nicht deutlich genug verstehe? Weil ich vielleicht nicht gut genug zuhöre? Oder weil ich nicht *will*, dass das, was ich gerade erlebe, das deutliche Reden Gottes ist?

Es hängt von dem Bild ab, das wir uns von Gott machen. Eigentlich sagt uns das zweite der zehn Gebote, dass wir uns *kein* Bild von Gott machen sollen. Aber das dürfen wir nicht falsch verstehen. Wenn wir *an* Gott denken, dann denken wir immer auch irgendetwas *über* Gott. Das heißt: Wir verbinden es mit einer *Vorstellung* von Gott, und jede Vorstellung ist ein Bild. Aber die Bilder, von denen im Gebot die Rede ist, sind *Götzenbilder*. Ein Götzenbild entsteht durch eine starre Festlegung darauf, wie Gott ist. Genau genommen sagt das zweite Gebot also: „Du sollst dir kein *fertiges* Bild von Gott machen“. Jedes fertige Bild von Gott zeugt von Hochmut, die fertigen Bilder der Gottesablehnung eingeschlossen, wenn jemand sagt: „Ich bin mit Gott fertig.“ Das ist anmaßend, denn was weiß er schon wirklich über Gott? Kaum viel mehr als die Ameise von dem Wald, in dem sie lebt. Nein, wenn er fertig ist mit Gott, dann nur mit dem Bild, das er sich bis dato von Gott gemacht hat.

Unsere fertigen Bilder von Gott müssen, wenn wir Gott näher kennen lernen sollen, zerbrechen. Leider betrifft das auch die schönen fertigen Bilder von Gott. Das kann besonders schmerzlich sein, weil es uns dann so erscheinen mag, als würde unser ehrliches Vertrauen in Gottes unendlich große Freundlichkeit zerstört. Von diesem Schmerz ist eine besonders wichtige Grundgestalt des Betens erfüllt, von der zu wenig gesprochen wird: Die Klage. Sogar Ps 139, den wir gewöhnlich besonders tröstlich finden, kann als Klagepsalm begriffen werden: „Ich halte es schier nicht aus, Gott! Von allen Seiten scheinst du mich zu bedrängen. Wohin soll fliehen? Überall begegne ich nur dieser unheimlichen übermächtigen Fremdheit. Das ist mir alles zu hoch - ich verstehe es nicht!“

„Ja“, sagt Gott zu solcher Klage in unserm Gewissen, „ja, du *verstehst* es nicht, wenn ich auf all dein vertrauensvolles Bitten ohne jeden Trost und ohne jede Begründung nur einfach Nein zu sagen scheine.“ Und nun ist es wieder an uns, die angemessene Antwort auf diese Reden Gottes zu finden. „Ich habe unweise geredet“, bekennt Hiob in seinem Dialog mit Gott am Ende des Hiobbuchs, „ich habe geredet, was mir zu hoch ist und ich nicht verstehe.“ Hiob weiß auch warum: „Ich hatte von dir nur vom Hörensagen vernommen“. Aus dem Hörensagen entstehen unsere fertigen Gottesbilder, wie auch die fertigen Bilder von uns selbst, den andern und der Welt. Diesen Bildern gemäß interpretieren wir dann unsere Erfahrungen, und wenn etwas nicht ins Bild passt, verneinen wir es, weil nicht sein kann, was nicht sein darf.

Wir haben keinen vernünftigen Grund, an Gottes Allmacht, Allweisheit und Allgüte zu zweifeln, schrieb Gottfried Wilhelm Leibniz, einer der größten deutschen Denker und Forscher, in seiner eingehenden Erörterung der „Warum-Frage“, zu der man auch „Theodizee“ sagt - das ist die Frage Hiobs. „Der Gegenstand Gottes“ hat nämlich

„etwas Unendliches, seine Sorgen umfassen das Universum. Was wir davon kennen, ist beinahe nichts im Vergleich zu dem, was wir nicht kennen, und doch wollen wir seine Güte und seine Weisheit mit unserem Wissen messen: welche Vermessenheit, oder besser, welche Torheit! Es ist lächerlich, wenn man über das urteilen will, was recht und richtig ist, ohne die Tatsache zu kennen.“

Das entspricht der Antwort Hiobs, nachdem Gott wieder neu zu ihm geredet hat, ganz anders, als er es sich früher vorgestellt hätte.

Leibniz erlaubt sich für einen Moment, seinem eigenen unfertigen Gottesbild gemäß die Perspektive des allmächtigen, allweisen und allgütigen Gottes einzunehmen, so als sei das möglich, um uns und selbstverständlich auch sich selbst mit eingeschlossen aus dieser Warte noch Folgendes zu sagen, zur freundlichen Zurechtweisung, aber mehr noch zum Trost:

„Ihr kennt die Welt erst seit drei Tagen, ihr seht darin kaum weiter, als eure Nase reicht, und habt doch daran etwas auszusetzen. Wartet, bis ihr sie besser kennt, betrachtet darin besonders die Teile, die ein vollständiges Ganzes bilden, und ihr werdet eine Kunstfertigkeit und eine Schönheit darin finden, die über alle Vorstellung geht.“

Das ereignet sich bei Hiob: Erst haftet sein Blick an dem, was er nicht verstehen kann. Daran verzweifelt er. Dann sieht er ein, dass sein Nicht-Verstehen etwas über die Grenzen seines Verstands sagt, nicht aber über das Wesen Gottes und die vermuteten Grenzen der Liebe Gottes. Darum kann er seinen Blick von dem abwenden, was er verloren hat, und es erschließt sich ihm ein neuer, weiter Horizont des Erkennens. Nun wandelt sich seine Trauer zu neuem Vertrauen, und aus der Klage wird ihm tiefe Dankbarkeit. Nun versteht Hiob, dass Dank die einzig angemessene Antwort auf das Reden Gottes ist, gleich ob wir ihn verstehen oder nicht.

Beten lernen wir, indem wir danken lernen.

Amen